

Die Elefanten des Schahs.

Von Dr. Peter A. Silbermann.

Schah Abbas hatte den Leuten von Hamadan zwei junge Elefanten geschenkt, damit sie sie füttern und ihnen jede Sorgfalt und Pflege angedeihen ließen.

Während zweier langer Jahre taten die Einwohner des Dorfes auch ihre Pflicht. Sie nährten die gefräßigen, riesenhaften Tiere gut und begutten und pflegten sie nach besten Kräften.

Aber auf die Dauer wurde das den guten Dörfern etwas zu teuer. Zudem richteten die Elefanten auf den Feldern und in den Gärten wo sie sich zu tummeln beliebten, solche Verwüstungen an, daß die Leute von Hamadan anfangen, zu murren und zu klagen. Und sie schimpften auf die Elefanten und suchten nach einem Mittel, wie sie sich der kostspieligen und lästigen Tiere entledigen könnten, ohne das Mißfallen des Herrschers zu erregen.

Nach vielen Sin und Her beschloßen sie endlich, eine Abordnung in die Hauptstadt des Reiches zu senden und dort den Emir anzusprechen, daß er die Gnade und Gerechtigkeit hätte, seine Tiere für zwei weitere Jahre an einen anderen Ort zu senden.

Zu diesem Zwecke suchten die Hamadaner ihren Scheich, den Dorfältesten, auf und unterreichten ihm ihren Entschluß, indem sie ihn baten, die geplante Abordnung zu führen und ihre Wünsche dem Herrscher vorzutragen.

Vergeblich hält ihnen der Scheich das Gefährliche ihres Unternehmens vor, vergeblich warnt er sie vor dem Horn des Schahs — die Bauern wollen nicht auf ihren Klagen hören. So tief sind sie von der Berechtigung ihrer Wünsche und von der Gerechtigkeit des Schahs überzeugt.

Und sie beschränkten den Scheich so lange mit Witten, bis dieser endlich die Führung der Abordnung zu übernehmen versprach.

Am folgenden Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, machten sich also einige dreißig Bauern mit dem Scheich an der Spitze im Gänsemarsch nach der Hauptstadt Kaschent auf.

Der Scheich, der seine besten Kleider angezogen, seinen größten Turban umgebunden hatte, war von der Wichtigkeit seiner Aufgabe durchdrungen und überlegte, mit welchen Worten er den Emir am besten anreden könne.

So gelangte der Zug ins vor die Hauptstadt.

In seine Gedanken versunken, den Kopf tief geneigt, ging der Scheich seines Weges, ohne darauf zu achten, was um ihn her vorging, und ohne sich um die Abordnung zu kümmern, deren Wortführer er am Hofe des Königs sein wote.

Am Stadttor begegneten unsere Bauern einer großen Menge von Menschen, die schwelgend um einen Galgen herumprozogen, an dem ein häßlicher Mann baumelte.

Bei den Vorübergehenden erkundigten sie sich, welches Verbrechen der Gehängte begangen hätte, und man flüsterte ihnen ins Ohr: „Er hatte gewagt, eine Handlung des Schahs zu tadeln!“

Als die biederen Hamadaner das hörten, überließ sie eine Gänsehaut und ein Teil von ihnen blieb hinter dem Zuge zurück, um sich auf allerlei Umwegen wieder in das Dorf zurückzuschleichen.

Die anderen zogen weiter in die Stadt hinein. Da sahen sie, wie die Beamten des Staatschates gerade ein Lager herrlicher Schals mit Beschlag belegten und den Eigentümer gefesselt abführten.

Sie fragten einen Gestreifter, der die Hände in den weichen Hosentaschen, gaffend dabeistand, nach der Ursache und erfuhr, daß der Schalhändler sich den Horn des Hirsches angezogen, weil er ihm ohne Erlaubnis eine Antwort gegeben hatte.

Als das die Dörfler vernahmen, schlichen sich wieder einige von ihnen davon und verschwanden in dem Menschengewühl der Hauptstraße. Auf dem Marktplatz angelangt, mußten die übrigen es mitansehen, wie gerade ein hoher Würdenträger enthaupet wurde, der am selben Morgen unvorsichtigerweise einem Befehle des Schahs widersprochen hatte.

Da machte sich ein dritter Teil der Abordnung aus dem Staube. Der Scheich aber sah von alledem nichts, sondern schritt würdig und tief in Gedanken dem Tore des Palastes zu.

Während er sich nun hier dem Türhüter zuwandte und diesem sein Begehren vortrug, betrachtete der letzte Rest des Zuges einen Weichman, den man an die Palastmauer genagelt hatte und der an der Brust einen Fettel trug mit der Aufschrift:

„Das ist die Strafe auf derer, die den Befehlen des Königs nicht Gehorsam leisten!“

Da verschwanden auch die wenigen

Hamadaner, die von der stolzen Abordnung noch übrig geblieben waren, in einem stillen Nebengäßchen. Mittlerweile brach ein Sklave dem Scheich die Nachricht, daß der Schah ihn erwarte. Man führte ihn in den Palast, und vor dem Throne des Herrschers wirt sich der Scheich zu Boden und berührt dreimal mit der Stirn ehrfurchtsvoll die Erde. Dann erhebt er sich und sagt:

„Die Abordnung, die ich die Ehre habe zu geleiten — bei diesen Worten drehte er sich um, um seine Begleiter vorzustellen. Aber wie groß war sein Entsetzen, als er sich ganz allein der erhabenen Majestät des Herrschers gegenüber sehen mußte.

Dennoch verlor der Scheich keinen Augenblick seine Fassung und fuhr ruhig in seiner Rede fort:

„Eure Majestät haben nämlich die Gnade gehabt, unserem Dorfe Hamadan die Pflege zweier herrlicher Elefanten anzuvertrauen. Da diese Elefanten nun dank der ausgezeichneten Aufsicht unserer Gärten und der unermüdeten Sorgfalt ihrer Wächter sich einer beispiellosen Gesundheit erfreuen, und da dies ferner eine hohe Ehre und Auszeichnung für das ganze Dorf ist, so wagen es die Einwohner von Hamadan, Euer Majestät durch meinen bescheidenen Mund die untertänige Bitte vorzutragen, ihnen nicht nur die beiden Elefanten zu belassen, sondern ihnen außerdem noch die Pflege und Erhaltung von zwei weiteren anzuvertrauen.“

Der Schah war von der Rede des Scheichs nicht wenig befriedigt. Er entließ ihn reich beschenkt und bewies den glücklichen Hamadanern seine huldvolle Gnade, indem er ihnen am nächsten Tage zwei neue Elefanten sandte, von deren Gefräßigkeit und Wildheit man noch heute in Hamadan erzählt.

Wandlung.

Skizze von Max Hof.

Es war lächerlich, er sagte es sich selber. Und auf dem Wege nach dem Bahnhofe wiederholte er es sich immer wieder. Ja, als er nur noch zwei Schritte vom Willesthaler entsetzt stand, zögerte er von neuem und legte sich die Frage vor, was es denn nur für einen Zweck haben konnte, nach einem weit entfernten Ort zu fahren, um ein Mädchen zu sehen — ein Mädchen, von dem er seit acht Jahren nichts gehört hatte, das ihm nur in Gedanken nahegekommen, das von dieser stillen Klage keine Ahnung hatte und heute vor ihm stand und wie er sich nicht zu erkennen.

Zugwischen aber war er schon an den Schalter getreten, hatte den Namen des kleinen Ortes genannt und die Karte in Empfang genommen. Und während er dem Bahnsteig zuschleuderte, mußte er daran denken, wie er hier vor acht Jahren angekommen war: jung, mit vielen und großen Plänen und von einer Energie, die alle Hindernisse im Spiel zu überwinden glaubte. Von den Plänen war wenig übrig geblieben. Und die Jugend, na ja: er fuhr mit der Hand ans Stirn: der Jugend war ein Bollwerk gewachsen. Er hatte bisher keine Zeit gehabt, darauf zu achten.

Das Leben lief so allmählich dahin, das man selten zur Selbstbestimmung kam. Arbeit und wieder Arbeit — darüber hatte sich Tag zum Tag, Jahr um Jahr vorübergehlichen. Daneben ging nur immer das Bild, ihr Bild, wie ein stummer Begleiter, das ihn aufmunterte und etwas der Hoffnung wehnliches in ihm nach erhielt. Es war unverändert und frisch geblieben seit dem ersten Tage, da es in ihm aufstauete, und folgte ihm lächelnd in all der Plage und dem Abmühen ums tägliche Brot. Er hatte nie eine Absicht damit verbunden; es war ganz und gar eine Gedankenfreude für ihn.

Nun wurden ihm plötzlich einige freie Tage. Er mußte nicht recht, was damit anfangen. Um so weniger, als alles bei ihm einen Inhalt haben sollte. Er mochte sich nicht am Abend sagen: dieser Tag war um nichts da. Und plötzlich war ihm wie lodend wieder das alte Phantom erschienen — er nannte es selbst so — und zog ihn an. Er wehrte sich, wies es von sich als unfruchtbar und konnte doch nicht loskommen. Rächelnd, freundlich, schön, stand es vor ihm — wie damals, als er in dem kleinen Orte wohnte und das Mädchen an jedem Tage einige Male an seinem Fenster vorbeigehen sah. Das war die hellste Zeit seines bisherigen Lebens gewesen. Nicht nur des Wadchens wegen. Sondern deshalb, weil er alles mit frohen Augen angesehen. Menschen und Dinge schienen ihm klarer und einfacher als heute, da er es nicht vermeiden konnte, daß ihm überall auch die Mängel sichtbar wurden, und er sich sagen mußte, daß nicht alles schwarz oder weiß, sondern daß diese Farben meist immer gemischt waren. Mancherlei Illusionen hatte die Zeit unmerklich ausgelöscht. Nur das eine Bild stand

nach da, erhaben über allem. Dem konnte auch die Zeit nichts anhaben. Und er hätte es sich gerne hinübergerettet ins Alter.

Der Zug fuhr gleichmäßig ratternd dahin. Eins, zwei drei... eins, zwei, drei... schaukelten die Achsen. Felder, Gehölze, Wiesen und Wald glitten vorbei. Auf einjammem Hügel eine alte Windmühle, die träge ihre alten, gebrechlichen Flügel drehte. Der Gräbelnde achtete kaum darauf. Es war ihm selbstam zu Mute und fast bange wie vor einer großen Entscheidung. Alle Sinne nach innen gespannt. Ueber raschend schnell kam er ans Ziel. Ohne Aufenthalt wanderte er in den Ort hinein. Da war vieles verändert. Finger schienen die Gassen geworden, schmüßiger, hinfalliger die Häuser. Er entsann sich eines alten Freundes und suchte ihn auf. „So,“ sagte der, „der Gottlieb bist Du? Ja, ja, ich entfinne mich. Warst immer ein närrischer Kerl. Also das Schicksal willst Du Dir wieder einmal ansehen? Schade, daß ich keine Zeit habe. Ich ginge gern mit Dir. Aber die Arbeit. Vielleicht, wenn Du am Abend wiederkommst?“ Gottlieb brachte die Rede auf das Mädchen. „Sind,“ sagte der andere, „die Hilde, was? O, sie ist immer noch hübsch. Drei Kinder hat sie. Schrammel hat sie geheiratet, Kaufmann Schrammel, Du weißt doch: der mit den fettigen Armen. In der Krummengasse ist der Laden, wenn Du hinwollst.“

Gottlieb stand auf der Straße und meinte, man habe ihm kaltes Wasser auf den Kopf gegossen. Lächerlich, dachte er, lächerlich. Es war ja gar nicht anders zu erwarten. Aber es zitterte doch etwas in ihm und trieb ihn nach der Krummengasse. Vor dem Radentische stand eine Frau, die allerlei Ditten in einen Korb packte. Und hinter den hohen Bonbonbüchsen kam eine rote, triefende Hand zum Vorschein, die einen Sering in Zeitungspapier einwickelte. Und eine Frauenstimme sagte: „Ein fetter Kerl, was? Und dann: „Sie wünschen, mein Herr?“

Gottlieb stand noch in jähem Staunen, als die Kundin schon gegangen. Er starrte verwundert in das blühende, runde Gesicht der Kaufmannsrau. „Nennen Sie mich nicht?“ Sie überlegte und betrachtete ihn dreist. Dann schlug sie mit der flachen Hand auf den Radentisch: „Der Gottlieb etwa?“

„Ja, der Gottlieb.“ Sie schüttelten einander die Hände. Ein gleichgültiges Gespräch kam in Fluß. Gottlieb hörte die Worte nur halb und sagte alles mechanisch. Er sah nur. Sah die Falten um Auge und Mund und bemerkte, daß der Blick matt und kalt geworden war. Auch daß sie schlecht gekleidet war, fiel ihm auf. Und der Ton der Stimme. So hart und spröde klang's, ohne Wärme und wirkliches Interesse. Erst als sie vom Geschäft anfang, wurde sie lebhaft. Und im Laufe des Gesprächs sagte sie plötzlich:

„Wissen Sie, daß ich früher mal geglaubt habe, Sie seien in mich verliebt?“

„D,“ erwiderte Gottlieb, „das...“

„Aufhin, was? Ja, ja, man war ein dummer Frag dasmal.“

Gottlieb sah sie groß an, und ein jäher Haß erwachte in ihm. Daß sie sein Bestes schmähete. Er ging — ohne Bitterlichkeit.

Geradeaus zum Bahnhof steuerte er, und es war ihm, als habe er etwas sehr Schmerzliches erlebt. Mit dem nächsten Zuge fuhr er ab. Dann versuchte er, sich in Gedanken wieder das alte Bild herzustellen. Es gelang ihm nicht. Immer kam die rote, triefende Hand zum Vorschein...

Gehorsam muß sein!

Kaiser Franz Josef von Oesterreich und Kaiser Wilhelm I. hatten in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu gleicher Zeit die Kur in Bad Gastein gebraucht. Der österreichische Kaiser war eher fertig und verabschiedete sich mit seiner Gemahlin von dem deutschen Monarchen.

Rehterer wollte es sich nun nicht nehmen lassen, das scheidende Paar noch eine Strecke Weges zu begleiten. Franz Josef aber fürchtete, der große Freund möchte sich dabei überanstrengen, und hat ihn daher, davon abzusehen, Alles Abzurateu aber wollte nichts helfen.

Da richtete er sich in seiner ganzen Höhe auf, nahm seine ernsteste Miene an und sagte, mit einem bezeichnenden Blick auf die Uniform eines österreichischen Obersten, die Kaiser Wilhelm der Begegnung zu Ehren angelegt hatte, während er selbst Feldmarschalluniform trug: „Hiermit befehle ich dem Herrn Oberst, hier zu bleiben!“

Da blieb Kaiser Wilhelm stehen, schlug die Hacken zusammen und sagte, militärisch grüßend und leise lächelnd: „Zu Befehl, Erzellenz — da bleibt mir freilich nichts anderes übrig, wie zu gehorchen.“ In fröhlicher Stimmung schieben die Monarchen voreinander.

Gene A. Tropp

für Stadtrath



Gene A. Tropp's Nachtwort

ist Ehrlichkeit

Herr Tropp ist einer der aufgewecktesten und fähigsten Männer, die

sich je bei den Bürgern von Seranton für die Erwählung zum Stadtrath

betwarben. Er wird alles in seiner Macht thun, um eure Heimathen

schützen, da er selbst Grundbesitzer ist und nicht an irgend eine Kohlen

Companie in der Welt gebunden ist

Er war für neun Jahre Schreiber in einer Bank und hat faktisch

alle die Bankgeschäfte der Stadt besorgt, seitdem er das Amt des Haupt-

schreibers in der Office des Stadtschwarzmeisters bekleidete.

Stimmet für Gene A. Tropp

und ihr sind sicher der Sicherheit und Ehrlichkeit in seiner Amtszeit als Stadtrath

Vergesst nicht Gene A. Tropp am

kommenden Dienstag, 6. Nov.